

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 47 (1971-1972)

Heft: 5

Artikel: Aussichtsturm Schweiz : vom Rigi aus gesehen - oder die Begegnung mit Mr. Nakamura

Autor: Gantenbein, Margit

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aussichtsturm Schweiz

Vom Rigi aus gesehen — oder die Begegnung mit Mr. Nakamura

Von Margit Gantenbein

Der Japaner auf dem Rigi oben — ganz zuoberst auf der Bergspitze — sah unjapanisch begeistert aus. Er kniff seine Augenschlitze ganz eng zusammen und lächelte vor sich hin. Zuletzt hielt er es nicht mehr aus. Er musste reden:

«Röwari», hörte ich ihn sagen.

«Wie?» fragte ich auf englisch.

Dieses eine Wort von mir schien ihn zu beglücken. Er entspannte seine Augenschlitze. Ich schaute tief in seine fremden Augen — und verstand nichts. Er aber konnte offenbar in den meinen etwas lesen. Zutraulich näherte er sich mir und schrieb, mit lateinischen Buchstaben, ein Wort in seine Handfläche — wie er es zuhause bei etwaigen Missverständnissen mit chinesischen Schriftzeichen zu tun gewohnt war.

Ich verstand jetzt: «Ah: lovely.»

Und bestätigte: «Yes, very lovely.»

Und er, erneut, mit seinem Akzent: «Oh, röwari!»

Dann schauten wir noch lange die «lovely» Landschaft unter uns an, und die Berge ringsumher. Der Japaner begann zu knipsen. Zwischendurch sagte er in seinem Staccato-Englisch ab und zu überglücklich Worte wie «beautiful» und «wonderful», atmete tief, lobte die Luft.

Ich sagte etwas Banales über den Fuji-san.

Der Japaner musste lachen und fragte: «Sind Sie oben gewesen?»

«Nein — aber von meinem Haus in Kamakura, das am Meer stand, konnte ich ihn beinahe sehen. Ich musste nur fünfzig Meter ins Meer hinaus schwimmen. Und da stand er: wie eine umgestülpte Lilienblüte, gemalt auf blaue Seide.»

Er fand das Bild nicht kitschig: «Das macht mich ‚homesick‘. Ich gehe ja jedes Jahr ein Mal auf den heiligen Berg. Mit meinen Söhnen. Die sind erwachsen. Sie sind jung

verheiratet. Ihre Frauen kommen mit. Meine Frau kam nie auf den Berg. Saaa.»

Wie verwundert fügte er hinzu: «Meine Söhne, sie tun nichts allein. Alle drei machen alles immer zusammen mit ihren Frauen.»

Nun redeten seine Augen zu mir. Eine Art Zufriedenheit lag in seinem Ausdruck. Weshalb wohl?

Wir gingen zusammen den Berg hinunter. Auf einmal stand er still und reichte mir aus der Brieftasche eine winzige Visitenkarte. Darauf stand auf Japanisch, aber auch auf Englisch, alles über Name und Adresse und Beruf.

«Freut mich», sagte ich zu Mr. Nakamura. Er verbeugte sich tief und schnaufte einige Male laut vernehmlich und höflich. Später tranken wir Tee und redeten, redeten. Zuletzt hatte mir Mr. Nakamura drei Bilder hingestellt: eines über seine drei Söhne mit den Schwiegertöchtern, zweitens das seine mit seiner Gattin und drittens noch das «altjapanische» von seinen Eltern.

«Ich war in Amerika, zuerst», so sprach Mr. Nakamura. «In Los Angeles. Dort habe ich Verwandte. Dann ging ich nach New York. Ich hatte zu tun. Meine Firma von Tokio hat in New York eine Niederlassung. Zuhause bin ich Direktor unserer Privatbank.» Nakamura lachte. «Privat! Sie wissen ja, bei uns ist alles ein wenig staatlich, durch unsere Einstellung, durch unsere Tradition. Also, dann, nach New York: London. Auch dort haben wir ein Büro. Ich war in Paris. Dort habe ich Freunde. Ich reiste überallhin in Europa. Ich sah auch Basel und Bern und Lugano. Zuletzt fliege ich von Genf nach Hause.»

«Und wo hatten Sie am meisten Heimweh?» Ich dachte an New

York. Man kann dort besonders einsam sein.

Doch er: «In der Schweiz.»

«Warum?»

«Because...»

Nakamura nahm jetzt mein Deutsch auf: «Walum, walum? Madame, weil... Because... Niemand redete hier mit mir. Ich wagte kaum, jemanden anzusprechen. Sogar in New York habe ich einige Freunde gemacht. Hier in der Schweiz nicht. Nur Japaner meines Büros waren hier meine Freunde.» Nakamura schaute jetzt ängstlich. Hatte er mich verletzt? «Aber ich habe... Jetzt habe ich eine Freundin. You, Madam.» Der Japaner verbeugte sich leicht.

Da wurde ich inne, dass er gar nicht so «japanisch» aussah wie die Männer, die ich in Erinnerung hatte aus Japan. Und er war ganz unjapanisch gesprächig und offenerzig.

So sagte ich: «Ich habe in Japan nie mit einem Mann ein wirklich echtes Gespräch führen können. Mit Frauen schon. Doch die Männer — sie nahmen mich nie wirklich ernst.»

«Stimmt. Genau!» antwortete Nakamura und wurde ganz eifrig. «So war es früher. Doch bitte, kommen Sie wieder. Kommen Sie jetzt, heute. Alles ist anders. Ich führe Sie, und Sie werden es selbst entdecken. Nicht überall ist es anders. Doch in grossen Städten, ja sogar in kleinen...»

Er fuhr fort: «Die jüngeren Männer werden heute nicht nur ernst mit Ihnen sprechen, sondern glühend interessiert sein. Zuerst werden Sie meine Söhne kennenlernen. Sie haben alle selbstgewählte Frauen geheiratet.

Meine Schwiegertöchter sind studierte Mädchen. Und sie haben einen Beruf. Am Anfang ihrer Ehen gingen alle drei arbeiten. Zwei arbeiten noch, obwohl ihre

Männer leitende Stellen haben. Meine dritte Schwiegertochter hat ihren ersten Sohn geboren. Sie ist zuhause. Aber, wie sie viel liest, was sie alles weiss! Sie ist auf dem laufenden.

Meine Söhne haben auch mich um-erzogen — und sogar ihre eigene Mutter, meine Frau. Sie reden über alles mit ihren Gattinnen. Sie reisen miteinander . . . »

Nakamura sah glücklich aus. «Denken Sie nur, diese meine Söhne helfen ihren Frauen zuhause! Bei uns wollten sie nie etwas arbeiten. Meine Frau hatte sie verwöhnt, erzog sie als ‚Samurai‘. Aber die jungen Frauen! Die haben schon vor der Ehe Bedingungen gemacht: Alles wird zusammen getan. Meine Söhne kochen zuhause, waschen ab. Mein Sohn mit dem Kind hilft sogar beim Reinemachen, denn auch bei uns gibt es ein Dienstbotenproblem.

Meine drei Söhne leben mit ihren Familien in Appartements, und es besteht kein Unterschied zwischen einer amerikanischen oder schwedischen Familie und jener meiner Kinder.

Und Sie sehen: Wir Eltern leben allein! Immer mehr Eltern werden von den Söhnen verlassen.

Wenn, wie bei den Eltern meiner Schwiegertöchter, ein Sohn zuhause bleibt und seine Familie im Elternhaus gründet, dann . . . Nun, diese jungen Frauen gehorchen den Schwiegereltern nicht mehr! Jene, die ich kenne, haben schon vor der Heirat abgemacht: Sie kommen nur ins Elternhaus, wenn sie eine Wohnung für sich bekommen dort und nicht ‚gehorschen‘ müssen. Auf dem Land — da gibt es die alten Zustände schon noch, sicher.

Doch das kann nicht bestehen bleiben. Viele, viele leben schon wie meine Söhne. Und es scheint mir richtig.»

«Und Ihre Frau?»

«Saaa!» Nakamura denkt nach. «Nun, ich tue mein Möglichstes, jetzt, weil ich von der neuen Zeit lernte. Doch meine Frau! Wir zwei lebten lange mit meinen Eltern. Wie meine Frau gehorchen und dienen musste! Sie und ich, wir wurden noch verheiratet, kannten uns nicht vor der Ehe. Wir hatten nur zu gehorchen. Doch meine Frau, sie ist wunderbar. Ich bewundere sie. Madame, ich lernte sie . . . ich glaube, heute liebe ich sie. Sie diente mir mein ganzes Leben. Nicht nur willig. Sondern demütig und mit unendlicher Grazie.

Sie wollte auch den Söhnen gehorchen und ihnen dienen, bis die Söhne rebellierten. Sie wollten kameradschaftlich mit ihr verkehren. Nun, reden kann man nicht viel mit meiner Frau, das ist wahr. Sie ist ja ganz ungeschult. Wie kann man da . . . gleichberechtigt sein?

Meine Frau, immer noch hat sie nicht so viele Rechte wie ich. Doch ich versichere Sie, ich bemühe mich . . . »

«Und Ihre Eltern?»

«Meine sind gestorben. Wir leben jetzt alleine im Elternhaus.

Doch die Eltern meiner Frau — sie ist viel jünger — sie leben noch. Wir behandeln sie mit Ehrfurcht, und meine Söhne, oder die Brüder meiner Frau sowie andere erwachsene Verwandte, das sollten Sie sehen! Da kommt der traditionelle Zwang wie aus innen heraus. Diese Ehrfurcht vor den ganz Alten!

Ja, ich bin durch drei grundverschiedene Zeitläufe hindurchgegangen. Meine Generation hat den Übergang von einer Epoche in eine neue erlebt. Zwei vollkommen verschiedene Leben sind mir dadurch zuteil geworden: das im Elternhaus und das eigene. Und jetzt sehe ich eine dritte Art zu leben . . .

Mein Grossvater hat zu seiner

Frau stets Distanz gewahrt. Er behandelte sie als Untertane. Meine Grossmutter fürchtete ihren Mann. Und meine Mutter fürchtete meinen Vater ebenfalls. Sie war eine sanfte, liebevolle Frau, die ihren Mann stets auf Händen trug und die alles von ihm akzeptierte. Wir wussten immer, dass er Freundinnen hatte. Und meine Mutter fand das selbstverständlich. Mein Vater war ein herrischer, oft ungerecht böser Mann, der zwar seine guten Stunden hatte, aber er regierte seine Familie, war rechthaberisch und zänkisch. Doch nie hat meine Mutter ihre freundliche Art verloren. Immer schien sie fröhlich, ja heiter. Sie schluckte und war ergeben. Sie hatte ihre Pflichten, musste schweigen und — sie war eine Gefangene.

Dagegen ist meine Frau schon sehr frei . . .

Meine Schwiegertöchter aber: Das ist revolutionär.»

«Und die Zukunft?» frage ich.

«Madame», antwortet der Japaner, und seine Augenschlitze werden eng, «das werden wir sehen, wenn wir im fernen Leben wiederkommen.»

3 Photos

von Dölf Preisig, Zürich

Das Fahrrad

Vorderseite: So sah dieses Vehikel einmal aus.

Hintere Seite:

Oben: Kaum zu glauben — Objekt in der Kunstaussstellung (Marcel Duchamps auf einem Hocker montiertes «Rad eines Fahrrads» von 1913 hat zum ersten Male ein Objekt unseres Alltags seinem Zweck entfremdet und in die Regionen der Kunst erhoben.)

Unten: Einmal hat selbst ein «Göpel» ausgedient.
